



## Gerd Grözinger

### Noch einmal: das Transformationsproblem

### Replik auf Michael Heinrich. Thesen zum Transformationsproblem

### (PROKLA 72)

#### *Statt einer Zusammenfassung:*

*Cecil Graham: Was ist ein Zyniker?*

*Lord Darlington: Ein Mann, der den Preis von allem kennt und von nichts den Wert.*

*Cecil Graham: Und ein Sentimentaler, mein lieber Darlington, ist ein Mann, der in allem einen übertriebenen Wert sieht und von rein gar nichts den Marktpreis kennt.*

*Oscar Wilde*

*Lady Windermere's Fächer*

*Dritter Akt*

Öfter ist wohl noch keiner Theorie der Totenschein ausgestellt worden. Daß die Marxsche Wertlehre in der üblich gewordenen Standardformulierung nicht zu kittende Widersprüche aufweist, kann in einer Zahl von Publikationen nachgelesen werden, die wahrscheinlich schon dreistellig ist. Auch der neueste Beitrag dazu, von Michael Heinrich in der *PROKLA 72*, kommt, diese Debatte referierend, zu dem gleichen Ergebnis. Und doch, ganz so hundetod scheinen die von Marx postulierten Zusammenhänge wieder nicht zu sein. Während die *PROKLA*-Redaktion – sicher mit Absicht das erwartete Fragezeichen auslassend – diese Ausgabe mit ›Marxismus ohne Marx‹ betitelte, wird gerade anderswo die nächste Runde eingeläutet. Die *Review of Radical Political Economics* stellt zur Zeit ein Sonderheft zusammen über ›Modern Approaches to the Theory of Value‹, bereits das zweite für die achtziger Jahre.

Dieses weiterbestehende Interesse legitimiert auch diese kurze Erwiderung auf Michael Heinrich. Die von ihm wie vielen anderen vorgebrachte Kritik an der Formulierung des Wert-Preis-Problems im Rahmen linearer Produktionstheorie läßt sich in der Behauptung fokussieren, daß darin ein zu enger Ansatz gewählt sei, der wichtige Aspekte des Wertbegriffs nur verkürzt oder verfälscht be-

rücksichtige. Besonders die hier mögliche Abstraktion von einer eigenen Geldsphäre und der Bezugzustand des Gleichgewichts gelten als unzulässige Vereinfachungen. Da aber Marx in genau so strukturierten Systemen vorwiegend selbst argumentiert, schließt die Kritik auch ihn ein. Nur folgerichtig wird der »ricardianische Rest bei Marx«<sup>1</sup> selbst zu Problem, da er mit einer gewissen Zwangsläufigkeit zu jenen formalen Fassungen führt, die als zu beengend abgelehnt werden.

Ich möchte beidem widersprechen. Die an Ricardo angelehnte und eng geführte Definition des Wertes scheint mir besonders Marx-kongruent und die Wahl linearer Produktionstheorie als Basis der Auseinandersetzung gerade umgekehrt nur deswegen problematisch, weil sie in der Standard-Formulierung zu weit gefaßt ist. Aber in solchen formalen Gehäusen ist genau der Ort zu finden, wo sich eine Werttheorie bewähren muß, will sie weiterhin Instrument von analytischer Tauglichkeit sein. Im folgenden wird also im Rahmen dieses Modelltyps argumentiert, wobei die üblichen Voraussetzungen gelten wie: keine Kuppelproduktion, kein Fixkapital, kein Staat, kein Außenhandel etc.

So auf die grundlegenden Beziehungen reduziert, lassen sich die bisherigen Ergebnisse leicht skizzieren. Dabei hat sich die Matrix-

Notation als die dafür geeignetste, da durchsichtigste, herausgestellt und wird auch hier Anwendung finden.<sup>2</sup> Eine Ökonomie besteht darin aus nur drei notwendigen Zutaten. Einmal ist da eine Matrix  $A$ , die für jede Branche jeweils alle verbrauchten/vorgeschossenen Güter des konstanten Kapitals pro Output-Einheit angibt. Dann muß es noch einen Zeilenvektor  $a$  geben, der dazu passend die verbrauchten Arbeitseinheiten enthält. Eine Reduktion der verschiedenen Tätigkeiten auf einfache abstrakte Arbeit ist dabei schon vorausgesetzt. Und schließlich existiert noch ein Spaltenvektor  $b$ , der die Zusammensetzung der Konsumgüter für alle Beschäftigten enthält. Zwar mögen individuelle Verbrauchsgewohnheiten davon abweichen, aber in der Zusammenfassung heben sich die Differenzen wieder auf. Mit der Multiplikation von  $b$  und  $a$  wird das variable Kapital ausgedrückt, eine Teilhabe an einem gesellschaftlichen Reproduktions-Fond, gewichtet mit dem jeweiligen Schwierigkeitsgrad der einzelnen Arbeiten. Wird in der Gesamtökonomie über die Ersetzung der verbrauchten Güter hinaus ein Überschuß produziert, läßt sich dieser als Relation zur eingesetzten Arbeit quantifizieren. Die Mehrwert rate  $m'$  wird dort sichtbar, wo der Tausch zu Werten stattfindet. Gesucht ist also ein Zeilenvektor  $v$ , der zu einem gleichen Verhältnis von Surplus zu Arbeitsaufwand in allen Sektoren führt.

$$1. \quad vA + vba(1+m') = v$$

Daß diese Werte jedes Produktionsergebnis als direkte Proportion zur dafür verbrauchten Arbeit erfassen, läßt sich in 2. besonders leicht sehen.

$$2. \quad vA + a = v$$

Dabei ist einfach die im Gleichungssystem enthaltene Normierungsmöglichkeit in der Weise genutzt worden, daß der Ausdruck  $vb(1+m')$  gleich eins gesetzt wurde.

Als zweite große Möglichkeit läßt sich der Überschuß auch so bestimmen, daß sein Verhältnis zu allem vorgeschossenen Kapital je-

weils gleich ist. Dann wird zu Preisen, genauer zu Produktionspreisen, getauscht.

$$3. \quad (pA + pba)(1+p') = p$$

Beide Vektoren sind zunächst nur Bewertungsrelationen, beide Gleichungssysteme beschreiben immer noch bloß eine aufgefächerte Struktur von technischen Zusammenhängen in den einzelnen Branchen.

Aber eine Ökonomie besteht auch aus Größen-Beziehungen zwischen den Sektoren. Sie werden durch Spaltenvektoren ausgedrückt. So sei etwa mit  $y$  eine beliebige reproduktive Output-Verteilung benannt. Die Crux des Transformations-Algorithmus beginnt genau an dieser Stelle. Die Marxschen Behauptungen – die Summe der Werte sei gleich der Summe der Preise und die Größe des Mehrwerts gleich der des Profits – sind in dieser Form zusammen nur selten richtig. Eine der beiden Aussagen ist immer wahr, weil wählbar. Da sowohl  $v$  wie  $p$  nur Relationen ausdrücken, kann hier eine Adjustierung vorgenommen und etwa  $vy = py$  gesetzt werden. Aber dann ist es nur mathematische Ausnahme, falls auch gilt:

$$4. \quad vbaym' = (pAy + pbay)p'$$

Wenn also bei 4. gewöhnlich ein Ungleichheitszeichen zu finden sein wird und weiter noch die Ausdrücke 1. und 3. keine Superiorität übereinander beanspruchen dürfen, sondern gleichberechtigte mögliche Formulierungen darstellen, dann sind die zentralen Argumente pro Werttheorie in dieser Version für viele widerlegt. In den Formulierungen von Michael Heinrich heißt es:

»1. Die von Marx behaupteten Identitäten von Mehrwertsumme und Profitsumme sowie von Wertsumme und Produktionspreissumme können in der Regel nicht gleichzeitig erfüllt sein. Oder anders ausgedrückt: die allgemeine Profitrate des Preissystems ist mit dem Durchschnitt der Wertprofitraten nicht identisch. Gegen die Werttheorie kann man dann folgern, daß Profit und Mehrwert anscheinend nichts miteinander zu tun haben.

2. Um ein konsistentes System von Produktionspreisen zu berechnen, ist die Kenntnis von Wertgrößen überflüssig, es genügt ein physisches Mengensystem von Produktionsmittel- und Arbeitsinputs, in dem die technische Produktionsstruktur ihren Ausdruck findet. Die Werttheorie erscheint somit als redundant.«<sup>3</sup>

Beide Behauptungen beziehen sich auf einen beliebig zu wählenden Output-Vektor  $y$ . Was aber wäre, wenn gar nicht alle Produktion ›legitimiert‹ ist, darunter gefaßt zu werden? Wenn nicht alle Arbeitsprodukte auch ›Werte‹ wären? Solche auf den ersten Blick recht unsinnig klingende Fragen finden vielleicht mehr Beachtung, wenn sie mit einem weiteren Begriff verknüpft werden, dem der ›produktiven Arbeit‹. Tatsächlich sind – auch im deutschen Sprachraum – schon vor längerer Zeit Auffassungen vertreten worden, die solche Einwände thematisierten. Daß dies weitgehend unabhängig von der direkten Wert-Preis-Problematik geschah, sollte nur positiv verstanden werden: Die Suche nach einem neuen formalen ›Trick‹ war hier nicht erkenntnisleitendes Interesse.

Vielleicht ist es am einfachsten, mit einem Beispiel zu beginnen, das zwar über die vorne benutzte Modellstruktur hinausreicht, aber die Auseinandersetzung besonders deutlich darstellt. Die Produktion von Rüstungsgütern diente vielen Autoren als exemplarischer Fall, ihre Position darzulegen. Die Gründe, diese unzweifelhaft destruktiven Waren für Ergebnisse produktiver Tätigkeit zu erklären, lag in der Erfüllung zweier zentraler Bedingungen. Es waren physisch existente Arbeitsprodukte und bei ihrer Herstellung wurden Gewinne erzielt.

Nun aber ist der Gewinn einer Branche keine selbständige Größe, sondern abhängig vom Zusammenhang aller Sektoren. Der Überschuß ergibt sich als Differenz von Output und Input, wobei dies alles Größen sind, die einer Preisgestaltung unterliegen, also wieder von den Gewinnen anderer Branchen nicht unabhängig gedacht werden können. Dabei

existiert gerade in der Marxschen Theorie der mögliche Fall, daß Gewinne als parasitär definiert sind, ein bloßer Anteil am Revenuefond, der zuvor von anderen erwirtschaftet wurde. Dies gilt etwa für die absolute Grundrente, wo nur ein Eigentumsrecht zu einem Einkommen führt.

Es wurde also eingewandt, daß, um auch ›Mehrwert‹ darzustellen, eine zusätzliche Eigenschaft vonnöten wäre. Erst wenn der Überschuß sich auch in neues Kapital verwandeln könne, also akkumulationsfähig sei, dürfe von produktiver Arbeit gesprochen werden. Und das sei bei Rüstungsgütern wirklich unmöglich. Mit ihnen wäre weiteres Wachstum nicht denkbar, im Gegenteil, ihre Finanzierung habe sogar potentielle Akkumulation verhindert. Auf der Basis eines Reproduktionsschemas, das um eine Abteilung für solche Güter erweitert wurde, kam Cogoy so zu folgender Aussage: »Die Akkumulation des Gesamtkapitals ist nicht mehr identisch mit der Summe des von jedem Einzelkapital hervorgebrachten Mehrwerts. die Akkumulation des Gesamtkapitals ist gleich der Summe des Gesamtmehrwerts minus dem Gesamtwert der Produktion der Abteilung III.«<sup>4</sup>

Mit dieser Argumentation wurde bereits ein Schritt weitergegangen. Nicht aufgrund technischer Inkompatibilitäten – daß Panzer schlecht als Werkzeugmaschinen taugen –, ist hier unproduktive Arbeit geleistet worden, sondern weil sie aus dem Mehrwert anderer bezahlt wurden. Diese funktionale Abhängigkeit, die untergeordnete Stellung in der Hierarchie der Produktionsprozesse, wurde alleiniges Kriterium. Entsprechend mehr Prozesse fielen nun darunter, vor allem auch solche, die sich in ihren Produkten schon gar nicht mehr von den produktiven Sektoren unterscheiden mußten.

Auch für Rudi Schmiede, der die elaborierteste Position dazu vortrug, ist es somit eindeutig die Art der Nachfrage, die produktive oder unproduktive Arbeit konstituiert. Letztere arbeitet für den privaten Konsum des Kapitalisten, für einen großen Teil des Verbrauchs des

Staates. »Ein Brotfabrikant z.B., der einerseits den Einzelhandel beliefert und andererseits Brotkonserven an die Bundeswehr liefert, beschäftigt produktive und unproduktive Arbeiter nebeneinander oder sogar in derselben Person. Die Trennungslinie zwischen beiden Sektoren zieht sich quer durch die gesamte Produktion der Gesellschaft, ohne daß zwischen den Waren selbst als Gebrauchswerten irgendeine Differenz bestünde.«<sup>5</sup>

Eine noch darüber hinausreichende Überlegung bleibt freilich sehr unbestimmt: »Die Käufe der Staatsbediensteten und des Staats selbst führen zu einer weiteren Kette von Käufen, die sich wiederum fortsetzt etc. (...) In dieser ganzen Kette von weiteren Austauschprozessen wird kein Wert geschaffen, oder besser kein Neuwert. Die ursprünglich vorhandene Wertmasse, die einen Teil des gesellschaftlichen Mehrprodukts dieser Produktionsperiode repräsentiert, wechselt nur in einer Reihe von Austauschprozessen der einfachen Zirkulation ihre Form.«<sup>6</sup> Wenn auch die Vorleistungen für unproduktive Tätigkeiten unproduktiv sind, und deren Vor- und Vorvorleistungen wider auch, offen bleiben muß zu dieser Zeit noch, wie dieser infinit erscheinende Regreß bei einer formalen Betrachtung denn durchgeführt und begrenzt werden soll.

Heute läßt sich leicht darauf eine Antwort geben. Gesucht wird eine Unterscheidung der Ökonomie in einen Teil, der akkumulationsfähig ist und ein Komplement, das selbst wieder nur vom Überschuß der andren existiert, von ihrer realen Nicht-Akkumulation zehrt. Aus der linearen Produktionstheorie weiß man nun, daß die Profitrate nicht nur über Preise sich errechnen läßt, sondern auch über einen besonderen Output-Vektor bestimmt werden kann.

##### 5. $(Az + baz) 1 + p' = z$

Dies bedeutet, daß ganz unabhängig von jeder Wahl von Preisen – Produktionspreisen, Marktpreisen, Werten – es immer eine Struktur des Zusammenhangs der Sektoren gibt,

wo aller Surplus vollständig in zusätzliches Kapital verwandelt werden kann. Seit seiner Entdeckung und Benennung durch Sraffa trägt das Set von Relationen die Bezeichnung ›Standardsystem‹.

Meist wird die Existenz eines solchen Vektors als »Sonderfall«<sup>7</sup> abgehandelt, der in der realen Ökonomie nur zufällig vorkommt. Das bezieht sich auf eine Identität von  $z$  mit  $y$ . Umgekehrt läßt sich aber auch behaupten, daß der Vektor  $z$  in jeder gegebenen Verteilung implizit stets vorhanden sein muß. Es ist immer möglich, ihn zu berechnen und die Dimension von  $z$  dann so zu wählen, daß die Elemente des Ergebnisvektors von  $y - z$  positiv sind, wobei mindestens eines davon aber auf jeden Fall gleich Null ist. Dann umfaßt genau dieses  $z$  den produktiven Teil jener Ökonomie, der Rest  $y - z$  den unproduktiven Part.

Die Behauptung, daß in einer durch lineare Produktionstheorie beschriebenen wirtschaftlichen Struktur produktive Arbeit durch das größte darin hineinzulegende Standardsystem bestimmt wird, hält sich strikt an die Definitionen der beiden Tätigkeiten. Den Aussagen:

- Der Mehrwert aus produktiver Arbeit ist vollständig akkumulierbar;
  - unproduktive Arbeit kann nur aus dem nicht-akkumulierten Mehrwert von produktiver Arbeit sich finanzieren
- wurde nichts hinzugefügt, nichts davon weggelassen.

Daß die Aufteilung in diese beiden Bereiche für eine Wert-Preis-Diskussion zentral sein kann, wird schon an einer kleinen Überlegung deutlich. Mit einem einfachen Drei-Sektoren-Beispiel hat Anwar Shaikh einmal den Unterschied zwischen Mehrwert und Gewinn, der davon bloß partizipiert, verdeutlicht.<sup>8</sup> Produziert werden dabei unter der Bedingung einfacher Reproduktion Konsummittel für die Arbeiter, Produktionsmittel und Konsumgüter für die Kapitalisten, der Unterscheidung halber Luxusgüter genannt. Unterstellt nun, die Hersteller der Produktionsmittel könnten ihre Preise anheben. Ihr Ertrag

vergrößert sich also um eine feste Summe. Gleichzeitig jedoch steigen die Kosten aller Kapitalisten beim Kauf dieser Güter um genau den gleichen Betrag, so daß am Ende zwar eine Verschiebung innerhalb des Gesamtgewinns stattgefunden hat, aber keine Veränderung in der Größe. Das gleiche läßt sich mit den Lebensmitteln für die Arbeiter wiederholen – wobei konstante Reallöhne natürlich Voraussetzung sind. Auch hier bliebe die Profitsumme aller unverändert, würde nur mehr davon in jenen lebensmittelproduzierenden Sektor fließen. Bei den Luxusgütern ist alles anders. Hier kann durch eine einfache Preiserhöhung scheinbar der Gewinn nicht nur dieser Gruppe, sondern aller zusammen beliebig erhöht werden. Damit wird deutlich, daß es dabei nur um Verteilungen innerhalb der konsumierenden Klasse geht und nicht um die technischen und distributiven Bedingungen der Produktion selbst. Entsprechend darf der unproduktive Sektor weder den Zähler noch den Nenner der Marxschen allgemeinen Profitrate mitbestimmen.

Die Beschränkung einer Wert-Diskussion auf den durch  $z$  definierten Teil der Ökonomie führt aber zu dem Ergebnis, daß hier das übliche Transformationsproblem nicht mehr existiert. In Werten lautet die Gleichung 1. jetzt:

$$6. \quad vAz + vbaz(1+m') = vz$$

Wird sie stattdessen von 5. abgeleitet, ergibt sich

$$7. \quad (vAz + vbaz)(1+p') = vz$$

Bei Preisen gilt natürlich nur ein Ausdruck:

$$8. \quad (pAz + pbaz)(1+p') = pz$$

Wird jetzt die erste der Marxschen Feststellungen zur Basis genommen und die Summe der Werte gleich der Summe der Preise gesetzt, so ist das hier  $vz = pz$ .

Das aber ergibt bei den obenstehenden Gleichungen das Ergebnis

$$9. \quad vbaz m' = (pAz + pbaz) p'$$

oder: Die Summe des Mehrwerts ist gleich der Summe des Profits. Im produktiven Bereich sind beide Marxschen Propositionen immer korrekt erfüllt.

Wie vorne durch das Shaikische Beispiel deutlich wurde, macht auch nur dafür eine Profitratenberechnung Sinn. Dann aber erhält dieser Ausdruck genau die Gestalt, die im »Kapital« auch zu finden ist. Werden 7. und 6. gleichgesetzt und umgestellt, schält sich eine vertraute Figur heraus:

$$10. \quad p' = \frac{m'}{\frac{vAz}{vbaz} + 1}$$

Auch bei der aufgliederten Gesamtheit aller produktiven Sektoren ergibt sich die Profitrate aus der Division der Mehrwertrate durch die Wertzusammensetzung des vorgeschossenen Kapitals plus eins.

Diese Rentabilität ist eindeutig bestimmt durch die Kombination von Produktionstechniken und der Verteilung der Wertschöpfung zwischen Kapital und Arbeit. Als Gesamtgröße ist sie darum völlig unabhängig von jeglicher Preisgestaltung der einzelnen Produkte. Anders im unproduktiven Bereich. Die dort aufzufindende Profitrate ergibt sich erst mit den Preisen und kann, sind es etwa besondere Güter, die nur hier hergestellt werden, sogar zwischen Null und fast unendlich jeden Wert annehmen. Nur die Vermutung, daß die Konkurrenz der Kapitalien für eine Art Ausgleich sorgen wird, bindet sie potentiell an die Höhe der Rentabilität in den produktiven Branchen. Trotzdem wird man sich der hier als unproduktiv definierten Tätigkeiten nicht so leicht theoretisch entledigen können. Zwar mag der Gewinnanteil in ihren Produkten unbestimmt sein, aber ist es deshalb richtig, ihnen gar keine Wertschöpfung zuzuschreiben? Eine direkte Antwort darauf ist bei Marx nicht zu finden. Man könnte aber sagen, daß hier Beschäftigte in Analogie ausgebeutet werden. Ihr Lohn ist an einem Arbeitsmarkt orientiert, der sich im produktiven Bereich konstituierte und dort mit einer bestimmten Mehrwertrate

verknüpft ist. Eigentlich kann sich diese Gesellschaft also technisch leisten, um den Faktor dieser Mehrwertrate erhöhte Löhne zu zahlen. Werden unproduktive Arbeiten aber nur mit dem marktüblichen Satz entlohnt, bedeutet dies eine Ersparnis in den Konsumausgaben der Kapitalisten: eine Luxuskonsumentenrente.

Dies gilt auch und erst recht, wenn solche Tätigkeiten noch technisch aufeinander bezogen sind. Ein Beispiel dazu: Der Besitzer einer großen Chemiefabrik bestehe aus Einsehen darauf, nur biodynamisch angebautes Gemüse zu essen. Er beschäftigt dafür Gärtner, die ihm dieses anbauen und Küchenpersonal, das es ihm zubereitet. In beider Gruppen Löhne sei ein Anteil ›freie Verpflegung‹ enthalten. Damit arbeitet der Gärtner wie der Koch auch in direkter Reproduktion für den eigenen Lohn, wie für den des anderen. Der vom Beschäftigten nicht auszulegende Teil des Salairs für Viktualien ist diesem aber kein Überschuß, sondern nur Ersparnis – sein Profit rührt alleine von der Chemie her. Die Einsparung verhilft ihm etwa dazu, mehr Personal einstellen zu können, als sein Fond eigentlich zuläßt, aber sie produziert nicht die notwendige Gesamtheit an Löhnen. Die unproduktiven Sektoren sind auch zusammengekommen zur Reproduktion unfähig. Arbeiten Gärtner wie Koch nun extern, so zahlt der giftgeängstigte Kapitalist beim Bio-Bauer wie im Reform-Restaurant für die Waren Preise, die einen Profit enthalten. Die Lieferanten haben sich dann ihren Gewinn-Anteil an der Revenue aus dem produktiven Sektor gesichert, eine Größe, die ganz unabhängig von allen ›Ersparnis‹-Berechnungen sich ergibt.

Mit der Festlegung, daß der Mehrwert potentiell akkumulationsfähig sein muß und die darauffolgende Bestimmung des produktiven Segments in einer Produktions-Matrix als Feld der Diskussion, wird der erste Kritikpunkt von Michael Heinrich zurückgewiesen. Marx kann deshalb in Werten argumentieren, weil die Aggregatgrößen darin – Wert-

summe, Mehrwertsumme, Durchschnitt der Wertprofitraten – exakt jeweils den korrespondierenden Preisgrößen entsprechen. Nicht so zu widerlegen ist allerdings der andere Einwand, daß eine gesonderte Werttheorie in jedem Fall überflüssig ist, da doch alles aus den technischen Größen abgeleitet werden könne.

Werttheorie auch hier zu verteidigen, bedeutet also nun die Notwendigkeit, daraus Informationen zu entnehmen, die bei einem Tausch zu Preisen verborgen sind. In der sehr abstrakten und dünnen Welt linearer Produktionstheorie existiert nur eine solche Größe: die Höhe der Mehrwertrate. Aber gerade, daß sie an einen Tausch zu Werten geknüpft ist und sonst nirgendwo sichtbar scheint, hat zu der Frage geführt, ob die Mehrwertrate nicht eine Art ökonomisches Phlogiston darstelle. Bertram Schefold schrieb zu entsprechenden Versuchen der Rechtfertigung: »Ihre Argumentation hat manchmal einen eigentümlich zirkulären Charakter. Wenn man fragt, weshalb die Werttheorie noch mitgeschleppt werden müßte, wird geantwortet, sie sei notwendig, um die Ausbeutung nachzuweisen; fragt man, wie Ausbeutung nachgewiesen werde, wird wieder auf die Werttheorie zurückgegriffen.«<sup>9</sup>

Die Mehrwertrate hat bei Marx eine sehr präzise Bedeutung. Sie beschreibt als Mehrarbeit die Höhe des vorenthaltenen Lohnes, also auch die Grenze der Möglichkeit einer Gesellschaft mit gegebenen Produktionstechniken, diesen Lohn zu steigern. Oder, in einer Kehrwertformulierung, bei gegebenem Konsum die Arbeitszeit zu senken. Im Prinzip sind das Relationen jenseits von Preisen und Werten. Sucht man nun nach einem Output-Vektor  $x$ , der allen Überschuß in der Form der Konsumgüter der Arbeiter wiedergibt, so wird sich folgende Gleichung ergeben:

$$11. Ax + bax(1+m') = x$$

In dieser zuerst von Garegnani<sup>10</sup> vorgestellten Version findet sich wieder die Mehrwertrate – diesmal aber gemessen als physisches

Verhältnis. Und dadurch immer gültig, ob in Werten oder beliebigen Preisen ausgedrückt. Damit schließt sich der Kreis. Jede Produktion mit Überschuß enthält zwei zentrale Strukturgrößen. Die Profitrate beschreibt die technisch mögliche Wachstumsrate, die Mehrwertrate den korrespondierenden möglichen Lohnerhöhungssatz. Beiden sind jeweils noch ideale Tauschrelationen zugeordnet: Produktionspreise und Arbeitswerte. Sie beinhalten damit den Beweis, daß diese gesamtwirtschaftlichen Raten auch durch individuelles Agieren sich dezentral durchsetzen können, keiner organisierenden höheren Instanz jeweils bedürfen. Und schließlich existiert im produktiven Bereich noch ein fester Zusammenhang, der Technik und Distribution verknüpft: Eine Formel, wo Profitrate, Mehrwertrate und Wertzusammensetzung des Kapitals sich verbinden.

Diesen sehr klaren, eindeutig bestimmbar und auch empirisch nützlichen Beziehungen steht eine andere Marx-Interpretation gegenüber, wo sich vor lauter Nicht-Quantität jede Aussage in ungenaue Relativität auflöst. Michael Heinrich etwa endet mit: "Die qualitativ aufgefaßte monetäre Werttheorie hat zwar keine Schwierigkeiten mit dem klassischen Transformationsproblem, allerdings hat sie mit Problemen auf dem von ihr beanspruchten Feld zu kämpfen: der Geld- und Kredittheorie. Marx entwickelte im ersten Band des ›Kapital‹ zwar den monetären Charakter des Werts, die Ansätze einer Geldtheorie erscheinen allerdings durch ihre enge Bindung an die Existenz einer Geldware problematisch und die Kredittheorie im dritten Band blieb von vornherein ein Fragment. Auf wichtige ökonomische Fragen ist die ›monetäre Werttheorie‹ die Antwort noch schuldig geblieben."<sup>11</sup> Wenn dies alles an Ergebnis ist – dann läßt sich doch wirklich darauf verzichten, aus Marx unbedingt einen Einstein der Politischen Ökonomie machen zu wollen. Wo er doch bloß unser Newton ist.

## Anmerkungen

- 1 Michael Heinrich 1988, S. 31 ff.
- 2 Wer damit völlig unvertraut ist, hat in der jetzt auch auf deutsch erschienenen Fassung von Pasinetti's ›Lectures‹ einen mathematischen Anhang, der einen schnellen und problemlosen Einstieg garantiert. Gleichfalls ist es die beste Quelle für die Herleitung der hier diskutierten Relationen.
- 3 Michael Heinrich 1988, S. 23.
- 4 Mario Cogoy 1973, S. 155.
- 5 Rudi Schmiede 1973, S. 49.
- 6 Rudi Schmiede 1973, S. 48 f.
- 7 So z.B. auch bei Michael Heinrich 1988, S. 19.
- 8 Anwar Shaikh 1982, S. 73.
- 9 Bertram Schefold, ›Nachwort‹ in: Sraffa 1976, S. 188.
- 10 Piero Garegnani 1984, S. 313.
- 11 Michael Heinrich 1988, S. 33.

## Literatur

- Cogoy, Mario, Werttheorie und Staatsausgaben, in: Braunnühl, Funken, Cogoy, *Probleme einer materialistischen Staatstheorie*, Ffm. 1973, S. 129-198;
- Garegnani, Piero, »Value and Distribution in the Classical Economists and Marx« in: *Oxford Economic Papers* 36, 1984, S. 292-325;
- Heinrich, Michael, Was ist die Werttheorie noch wert? Zur neueren Debatte um das Transformationsproblem und die marxistische Werttheorie, in: *Prokla* 72, Sept. 1988, s. 15-38;
- Pasinetti, Luigi, L., *Vorlesungen zur Theorie der Produktion*, Marburg 1988;
- Schmiede, Rudi, *Grundproblem der Marx'schen Akkumulations- und Krisentheorie*, Ffm. 1973;
- Shaikh, Anwar, Neo-Ricardian Economics, A Wealth of Algebra, A Poverty of Theory, in: *The Review of Radical Political Economics*, Vol. 14, Nr. 2, 1982, S. 67-84;
- Sraffa, Piero, *Warenproduktion mittels Waren*, Ffm. 1976;

## Michael Heinrich Wider die Glasperlenspiele Eine Antwort an G. Grözinger

Gerd Grözinger verteidigt die mittels linearer Produktionstheorie formalisierte Marxsche Werttheorie. Daß die Identität der Preissumme mit der Wertsomme und der Mehrwertsumme mit der Profitsomme nicht, wie Marx meinte, gleichzeitig gelten, akzeptiert auch Grözinger. Er favorisiert daher das Sraffasche Standardsystem, einen bestimmten Ausschritt des allgemeinen Reproduktionssystems, für das diese beiden Identitäten erfüllt sind (was im übrigen aber auch nur funktioniert, wenn sich die stoffliche Reproduktionsstruktur nicht ändert, d.h. wenn keine Produktivkraftentwicklung stattfindet). Um diesem System den Charakter eines irrelevanten Sonderfalls zu nehmen, greift er auf Argumente aus der Anfang der 70er Jahre geführten Staatsableitungsdebatte zurück und definiert »produktive Arbeit« als diejenige Arbeit, deren Produkte für die Akkumulation verwendet werden. Und nur diese Produkte, die dann auch in das Sraffasche Standardsystem eingehen, sollen Mehrwert enthalten. Es ist jetzt also nicht mehr, wie bei Marx, die gesellschaftliche Formbestimmung der Produktion (kapitalistische Warenproduktion) von der abhängt, ob Mehrwert produziert wird, sondern die Verwendung des Produkts. Diese Umdefinition des Mehrwertbegriffs halte ich für wenig überzeugend (die damit verbundenen Probleme, z.B. ob der Teil der kapitalistischen Produktion, der keinen Mehrwert produziert, wenigstens Wert produziert etc. läßt auch Grözinger im Dunkeln).

Aber auch in dem von Grözinger vorgeschlagenen System lassen sich Produktionspreise und Durchschnittsprofitrate ohne Kenntnis des Wertsystems berechnen, so daß sich auch hier die Frage stellt, ob die Werttheorie nicht redundant ist. Dieses Problem sieht auch Grözinger, und er versucht den zusätzlichen In-

formationsgehalt der Werttheorie zu ermitteln. Gefunden hat er lediglich die Mehrwertrate, die »die Höhe des vorenthaltenen Lohnes« beschreiben soll<sup>1</sup>, und die Möglichkeit, die Mehrwertrate auch als für Werte und Preise gleichermaßen gültiges »physisches Verhältnis« anzugeben. Daß dies, wie von Grözinger behauptet »auch empirisch nützliche Beziehungen« seien, kann ich allerdings nicht nachvollziehen.

Auf den fundamentaleren Vorwurf, daß die innerhalb der linearen Modelle formalisierte Werttheorie die eigentliche Marxsche Fragestellung verfehlen würde und sich nur auf den »ricardianischen Rest« bei Marx berufen kann, geht Grözinger nicht ein. Er versichert lediglich, daß ihm die an »Ricardo angelehnte« Wertdefinition »besonders Marx-kongruent« erscheint.

Und so unterstellt auch er ein fertiges stoffliches Reproduktionssystem, für das er dann »Bewertungsrelationen« (Vektor der Werte bzw. Preise) angibt, deren Kompatibilität er untersucht. Daß es Marx gerade um den spezifischen Vergesellschaftungsprozeß geht, der ein solches Reproduktionssystem überhaupt erst hervorbringt und daß er dabei dem Geld eine zentrale Rolle zuweist, wird von Grözinger ausgeblendet. Wie bei den anderen in meinem Aufsatz diskutierten linearen Modellen wird die kapitalistische Ökonomie aus drei Grundbausteinen (der Technologiematrix sowie zwei Vektoren für Arbeitsinputs und Lohngüter) zusammengesetzt, die dann noch den speziellen Anstrich des jeweiligen Autors erhalten, um den bekannten Problemen zu entgehen. Dieses sterile Glasperlenspiel, das mit denselben Zutaten für jede Ökonomie gespielt werden kann (man kann auf genau dieselbe Weise die »Mehrwertrate« und den »Lohnerhöhungsspielraum« eines mittelalterlichen Fronbauern ausrechnen), verfehlt die Spezifik der kapitalistischen Produktionsweise und hat daher auch keine Aussagen zu empirisch relevanten Fragen liefern können sondern war immer nur um den Beweis seiner eigenen Konsistenz bemüht.

Diese Variante der Werttheorie halte ich daher für ein typisches Beispiel dessen, was Imre Lakatos als »degenerierendes Forschungsprogramm« bezeichnete.

Demgegenüber scheint mir die »monetäre Werttheorie« nicht nur die originäre Marxsche Frage nach dem spezifischen Modus der Vergesellschaftung (die ihn von allen früheren Ökonomen unterscheidet) aufzunehmen. Indem gerade das Geld als entscheidendes Strukturmerkmal erkannt wird, eröffnet sich die Perspektive, die Trennung von Soziologie und Ökonomie an einer entscheidenden Stelle zu überwinden. Daß dabei noch viel zu tun bleibt, soll nicht verheimlicht werden. Mein von Grözinger kritizierter Schlußsatz sollte auch nicht ein Ergebnis festschreiben, sondern aufzeigen, in welche Richtung künftige Arbeiten gehen sollten. Gelingt es nämlich, die Marxsche Geld- und Kredittheorie weiterzuentwickeln, so eröffnet sich die Möglichkeit im Rahmen einer einheitlichen Theorie, ausgehend von den allgemeinsten Struk-

turen der Vergesellschaftung in kapitalistischen Gesellschaften bis zur Untersuchung aktuellster Fragen der Ökonomie zu gelangen: der Entkopplung von realer und monetärer Akkumulation, der Herstellung eines monetären Weltmarkts, der Hierarchie der Märkte und der Bedeutung monetärer Faktoren für Krise und Konjunktur.

### Anmerkung

- 1 Wenn sich Grözinger an dieser Stelle auf Marx beruft, so hat er ihn gründlich mißverstanden. Die Auffassung, daß dem Arbeiter ein Teil des »Lohns«, obwohl man ihm den Wert seiner Arbeitskraft zahlt, »vorenthalten« wird, eine Auffassung, die in der Forderung nach dem »vollen Arbeitsertrag« gipfelte, hat Marx stets bekämpft: im Rahmen des Warentausches erhält der Arbeiter, was ihm zusteht. Nicht um angeblich vorenthaltenen Lohn sondern um die Abschaffung der »Lohnsklaverei« sollte es gehen.